

# literatur für leser

16

1

39. Jahrgang

Literatur und Geologie

Herausgegeben von Jason Groves

Mit Beiträgen von Timothy Attanucci,  
Sabine Frost, Ilana Halperin,  
Erika Schellenberger-Diederich,  
Rochelle Tobias



PETER LANG  
EDITION

## Inhaltsverzeichnis

### Jason Groves, Seattle/Washington

Introductory Essay: Literature and Geology: An Inclination \_\_\_\_\_ 1

### Timothy Attanucci, Mainz

Wer hat Angst vor der Geologie? Zum Schicksal der ‚geologischen Kränkung‘ in der Literatur des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Willem Frederik Hermans, Max Frisch und Peter Handke \_\_\_\_\_ 9

### Erika Schellenberger-Diederich, Marburg

„Zwischen den trumenden Blaubasaltfelsen“: Geopoiesen bei Peter Kurzeck, Thomas Hettche, Peter Handke und Christoph Ransmayr \_\_\_\_\_ 25

### Sabine Frost, Seattle/Washington

Autobiographisches Schreiben als Vergletscherung des Ich: Adalbert Stifter *Die Mapped meines Urgroßvaters* \_\_\_\_\_ 43

### Rochelle Tobias, Baltimore/Washington

The Untamed Earth: The Labor of Rivers in Hölderlin's *Der Ister* \_\_\_\_\_ 61

### Ilana Halperin, Glasgow

A Mineral Biography of the City \_\_\_\_\_ 75

## literatur für leser

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke  
Peer Review: literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutachtet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Postfach 94 02 25, 60460 Frankfurt/M.,  
Telefon: 069 / 78 07 050, Telefax 069 / 78 07 05 50

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA  
[wilke@u.washington.edu](mailto:wilke@u.washington.edu)

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz  
[cjakobi@uni-mainz.de](mailto:cjakobi@uni-mainz.de)

Erscheinungsweise: 4mal jährlich  
März/Juni/September/Dezember

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 49,95; Jahresabonnement für Studenten EUR 22,--; Einzelheft EUR 13,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

## Autobiographisches Schreiben als Vergletscherung des Ich: Adalbert Stifter *Die Mappe meines Urgroßvaters*<sup>1</sup>

### I. Literarisches Schreiben als Oszillieren zwischen Verfestigung und Verflüssigung

Adalbert Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters* (1841-1867)<sup>2</sup> verhandelt anhand der fiktiven Autobiographie des Doktor Augustinus die Frage nach der Möglichkeit, Leben in Schrift abzubilden. Dabei werden verschiedene Metaphern der Textgenese – der Kristallisationsvorgang, der Hausbau, die Krankenakte sowie das Tagebuch – miteinander in Verbindung gesetzt. Gemein ist diesen unterschiedlichen Metaphern lediglich, dass sie die Verschriftlichung als Mittel der Überdauerung thematisieren. In ihrer Darstellung und ungewöhnlichen Verknüpfung wird in der *Mappe* die traditionelle Ausdeutung dieser Metaphern allerdings aufgebrochen. Für die Umdeutung der für den Text zentralen Vereisungsmetaphorik spielt zudem der wissenschaftliche Paradigmenwechsel um 1800 eine wesentliche Rolle. Die Fluss- und Frostmetapher basiert nämlich auf Annahmen der antiken Naturlehre, die durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse weitgehend reformuliert werden. Wenn Stifter in der *Mappe* also das Metaphernfeld von Wasser und Eis heranzieht, überlagern sich dessen konventionelle und aktualisierte Bedeutungen, was zugleich die Aufmerksamkeit auf die Wandelbarkeit texttheoretischer Bestimmungen lenkt. Denn mit den Metaphern verändern sich auch die Zuschreibungen an das darin Allegorisierte, die Schrift.

Im Folgenden widme ich mich den Metaphern der Vereisung und der Kristallisation, die seit der Antike allegorisch für den Akt der Verschriftlichung bzw. für die Genese der literarischen als einer genuin schriftlichen Rede stehen. Dabei werde ich nachzeichnen, inwiefern in der *Mappe* die konservierende Kraft des Eises und damit der Schrift infrage gestellt und stattdessen ein von der Oralität unabhängiges Schriftkonzept vorgeführt wird. Dieses ersetzt das bloße Stillstellen durch einen andauernden Prozess des Schmelzens und Neugefrierens, der mit einer fortwährenden Veränderung des Gefrorenen einhergeht. In einem weiteren Schritt verbinde ich dieses metaphorische Modell der Oszillation mit Annahmen der Glaziologie, die sich im 19. Jahrhundert zu

---

1 Dieser Artikel geht auf das Kapitel „Vergletscherung“ zurück, in: Sabine Frost: *Whiteout. Schneefälle und Weißeinbrüche in der Literatur ab 1800*. Bielefeld 2011, S. 117-195.

2 Der Text liegt in vier verschiedenen Fassungen vor. In meinem Artikel greife ich auf folgende Fassungen zurück: Adalbert Stifter: *Die Mappe meines Urgroßvaters* (Journalfassung, 1841/42). In: Adalbert Stifter: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Alfred Doppler/Wolfgang Frühwald, Bd. 1.4. Stuttgart [u.a.] 1980 (im Folgenden zit. als M1); ders.: *Die Mappe meines Urgroßvaters* (Studienfassung, 1847). In: Adalbert Stifter: *Werke und Briefe*. HKG, Bd. 1,5. Stuttgart [u.a.] 1982, S. 9-234 (im Folgenden zit. als M2); ders.: *Die Mappe meines Urgroßvaters* (3. Fassung, 1864). In: Adalbert Stifter: *Werke und Briefe*. HKG, Bd. 6,1. Stuttgart 1998 (im Folgenden zit. als M3); ders.: *Die Mappe meines Urgroßvaters* (4. Fassung, 1867). In: Adalbert Stifter: *Werke und Briefe*. HKG, Bd. 6,2. Stuttgart 2006 (im Folgenden zit. als M4). Wenn im Text von *Die Mappe meines Urgroßvaters* als Stifters Werk die Rede ist, wird die *Mappe* in Abgrenzung zu Augustinus' *Mappe* innerhalb der Binnenhandlung kursiv geschrieben.

einer eigenständigen Wissenschaft etabliert und Erkenntnisse aus Geologie, Mineralogie, Kristallographie und Nevologie inkorporiert.

Um literarisches Schreiben als Oszillieren zwischen Fixierung und Bewegung auszustellen, muss sicherlich nicht erst das Metaphernfeld der Vereisung zu einem Schriftmodell der Vergletscherung umgeschrieben werden. Dieses Modell ermöglicht jedoch zum einen, die verschiedenen medialen Metaphern in Stifters *Mappe* – den fließenden Strom, die Kristallisation, die Errichtung eines stabilen aber veränderlichen Gebildes – in Hinblick auf das literarische Schreiben im Allgemeinen und auf das autobiographische Schreiben im Besonderen miteinander in Beziehung zu setzen. Zum anderen verdeutlicht diese Bezugnahme die wechselseitige Interaktion zwischen Literatur und Naturwissenschaft und thematisiert den Einfluss natürlicher Prozesse und ihrer Ausdeutung auf texttheoretische Bestimmungen.

## II. Die Medialität des Eises

Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters* ist die fiktive Autobiographie des Doktor Augustinus, die sein Urenkel in der Rahmenhandlung findet und herausgibt. Der Text liegt in vier verschiedenen Fassungen vor: Die Urmappe oder Journalfassung von 1841/1842 sowie die Studienfassung von 1847 publizierte Stifter noch zu Lebzeiten; die dritte und die vierte Fassung (1864-1867) befanden sich hingegen als Fragmente im handschriftlichen Nachlass. Trotz aller Motivverlagerungen und stilistischer Änderungen in den einzelnen *Mappen* bleibt der Hauptstrang der Erzählung erhalten: Nach einem heftigen Gefühlsausbruch und dem anschließenden Konflikt mit seiner Verlobten Margarita versucht sich der Doktor in der Studienfassung das Leben zu nehmen bzw. stellt in einer Abschwächung der späteren *Mappen* dessen bisherigen Ablauf infrage.

Margaritas Vater erzählt ihm darauf die eigene Lebensgeschichte und enthüllt Augustinus seine Entwicklung vom „Spieler, Raufer, Verschwender“ (M2, 44) zum „sanftmütigen“ Obrist der Gegenwart. Er berichtet ebenso vom Mittel seines Heils, das darin besteht, „daß einer sein gegenwärtiges Leben [...] aufschreibt, dann aber einen Umschlag darum siegelt und das Gelöbniß macht, die Schrift erst in drei bis vier Jahren aufzubrechen und zu lesen“ (M2, 50). Augustinus folgt diesem Beispiel, doch seine *Mappe* thematisiert vor allem sich selbst – ihre Entstehungsbedingungen sowie die ihr zugewiesenen Funktionen als Heilmittel, Instrument der Lebensbewältigung und Archivierung des ‚Ich‘ zur nachträglichen Lektüre. Auf diese Weise ist die *Mappe* zugleich Produkt wie Reflexion der Lebensaufschreibung.

Der Prozess der Verschriftlichung wird dabei vor allem anhand der Vereisungsmetapher reflektiert. Wasser und Eis werden zwar in der gesamten *Mappe* auffallend oft thematisiert, die sogenannte Eisgeschichte weist sie jedoch in besonderer Weise als mediale Figuren aus. Die Eisgeschichte berichtet von einer „Begebenheit, die wunderbar war, und [...] leicht die äußerste Gefahr hätte bringen können, wenn sie nicht eben gerade so abgelaufen wäre, wie sie ablief“ (M1, 98): Nach einem schneereichen Winter fürchten die Bewohner der Berggegend während des plötzlichen Tauprozesses verheerende Wassermengen, die das Tal überfluten. Stattdessen setzt jedoch erneut Kälte ein und es fällt ein „feiner, aber dichter Regen“ (M1, 99). „[D]as schillerige Glänzen“ wird beschrieben als Überzug, „der sich über alle die Hügel des Schnees gelegt hatte“ (M1, 99).

Diese „durchsichtige[] Rinde von Eis“ (M1, 102) macht die Landschaft nur mit spitzgefeilten Steigeisen betretbar. Dennoch brechen Augustinus und sein Knecht mit dem Schlitten zur medizinischen Versorgung auf. Auf diese Weise erhält der Doktor Gelegenheit, „die Herrlichkeit und Größe jenes Schauspiels“ (M1, 130) zu beschreiben. Die fremde Erscheinung und Akustik des vereisten Winterwaldes lassen ihn allerdings verstummen und lediglich die eigene Sprachlosigkeit schildern: „Ich hatte dieses Ding nie so gesehen wie heute“ (M3, 301). Auf der Heimfahrt kann der Wald letztendlich nicht mehr durchquert werden und zwingt die Reisenden zu einem Umweg. Dabei stehen ihnen „Zweige und Äste [...] wie unzählige stählerne Stangen und Spieße entgegen, die nicht zu biegen waren, und die den Fuß, der gegen sie stieß, verletzt haben würden“ (M3, 308).

Dieser „ungewöhnliche Stand der Dinge“ (M2, 117) bringt die Bewohner der Region erneut in Gefahr, indem der Regen in jeden Zwischenraum einzudringen und diesen als Eis zu bersten vermag. Das „verworrene Getöse“ (M1, 114) brechender Zweige und Äste ist anfangs lediglich im Wald, später jedoch ebenso in den Stuben der Menschen zu vernehmen. In dieser Situation, in der die Bewohner der Waldgegend um ihre Häuser bangen, scheint „Alles zum Äußersten gekommen“ (M3, 315). Letztendlich sorgt ein warmer Wind für ein langsames Abtauen und Abfließens des Wassers und löst die bedrohliche Situation auf.

Den Weg des Doktors durch den vereisten Winterwald lesen sowohl Martin Heidegger, Eva Geulen als auch Isolde Schiffermüller als Allegorie der literarischen Rede. In seinem Aufsatz *Der Weg zur Sprache* bestimmt Heidegger das „ereignende Zeigen“ zum Wesen dichterischer Sprache.<sup>3</sup> Dieser zeigende Gestus besitzt weder eine expressive noch eine semiotische Funktion, repräsentiert also keinen sinnlichen oder geistigen Gehalt, sondern bedeutet sein eigenes Ereignis. Stifters Eisgeschichte, so Heidegger, ist „[d]as Zeigen des wahrhaft Großen im Kleinen, das Zeigen in das Unsichtbare, und zwar durch das Augenfällige und durch das Tägliche der Menschenwelt hindurch, das Hörenlassen des Unausgesprochenen“.<sup>4</sup>

Entgegen der Lesart des zeigenden Gestus demonstriert die Eisgeschichte in der dekonstruktiven Lektüre Isolde Schiffermüllers nicht mehr das „Zurückgehen in die Ursprünglichkeit des Denkens, in die Reinheit [...] einer Sprache, die spricht“<sup>5</sup>, sondern setzt den Anfang einer (sich) versprechenden Sprache in der rhetorisch-performativen Modalisierung.<sup>6</sup> Auf diese Weise weitet Schiffermüller den allegorischen Wirkungskreis des Textes, den Eva Geulen als „die sprachliche Erstarrung, die Verbannung des Lebendigen ins kalte Wort“<sup>7</sup> bestimmt, auf jene Bedingungen aus, „unter denen das Leben

3 Martin Heidegger: „Der Weg zur Sprache“ (1959). In: Martin Heidegger: *Gesamtausgabe*. 1. Abt.: *Veröffentlichte Schriften 1910-1976*. Bd. 12: *Unterwegs zur Sprache*, Frankfurt/M. 1985, S. 227-258. Heidegger verweist darin unter anderem auf Stifters „sanftes Gesetz“, S. 248.

4 Martin Heidegger: „Adalbert Stifters ‚Eisgeschichte‘“. In: Martin Heidegger: *Gesamtausgabe*. Bd. 13: *Aus der Erfahrung des Denkens*. Frankfurt/M. 1983, S. 185-198, hier: S. 197; vgl. Isolde Schiffermüller: *Buchstäblichkeit und Bildlichkeit bei Adalbert Stifter: dekonstruktive Lektüren*. Bozen 1996, S. 51ff.

5 Jacques Derrida: *Mémoires*. Wien 1988, S. 149.

6 Vgl. de Mans Parodie des Heidegger'schen Satzes „Die Sprache spricht“ in „Die Sprache verspricht (sich)“, vgl. Schiffermüller: *Buchstäblichkeit*, S. 52.

7 Eva Geulen: *Worthörig wider Willen. Darstellungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*. München 1992, S. 29.

im Text sichtbar und hörbar wird“.<sup>8</sup> Geulen liest die Eisgeschichte als „buchstäbliche Nivellierung metaphorischer Wendungen zur eisigen Realität“.<sup>9</sup> Die Sprache dient nicht der Beschreibung einer toten Wirklichkeit, die „in die Sprache hineinstirbt“<sup>10</sup>, bzw. der Darstellung außersprachlicher Gegenstände, sondern beschreibt eine Wirklichkeit, die erst in der Sprache statt hat.

Nach Schiffermüller thematisiert die Eisgeschichte die Selbstermächtigung literarischer Rede, vor allem jedoch die Unmöglichkeit ihrer metasprachlichen Formalisierung. Augustinus' Rückkehr aus dem vereisten Wald liest sie als „Bedrohung und Heimkehr des poetischen Wortes, [...] Leben und Tod des Geschriebenen“.<sup>11</sup> Während des Ausflugs betrachtet Augustinus etwa „schwarze Zweige auf dem weißen Schnee“, die „mit einer durchsichtigen Rinde von Eis umhüllt“ waren (M3, 102). Die Eistrinde ersetzt die organische Rinde der Bäume und deren „Knösplein [...], die im künftigen Frühlinge Blüten- und Blätterbüschlein werden sollten, blickten durch das Eis hindurch“ (M3, 102). Die glänzende Eistrinde des Winterwaldes wird derart zum selbstreferentiellen Verweis auf das figürlich nicht Repräsentierbare, „die eigene Medialität, die nur im erstarrten Zustand als Glänzen sichtbar wird“.<sup>12</sup>

So unterschiedlich die allegorischen Bestimmungen auch ausfallen, ihr Ausgangspunkt ist jeweils der Prozess der Vereisung des Waldes: Wasser und Eis dienen darin nicht mehr nur der Beschreibung einer Winterlandschaft, sondern werden zu „Figuren der Medialität“, „der wechselnden Opazität und Transparenz der Zeichen, des Übergangs von der fließenden Rede zur Erstarrung und Verräumlichung in der Schrift, ebenso wie der Wiederbelebung der toten Buchstaben in der Lektüre“.<sup>13</sup> Unter welchen Bedingungen, Eis und damit Schrift in der Lage sind, Lebendiges für die spätere Lektüre festzuhalten, wird in Stifters *Mappe* performativ und rhetorisch Neubestimmt. So vermerkt Augustinus' Urenkel bereits zu Beginn in der Rahmenhandlung, dass sich die Wunderlichkeiten des Doktors nach dessen Tod noch eine Zeit lang als „Bruchstücke im Munde der Leute“ (M2, 12f.) hielten, aber letztendlich „wie Eisschollen“ (M2, 12f.) schmolzen. Das Eis verweist in einer Umkehrung der Fluss- und Frostmetaphorik nicht auf das geschriebene, sondern auf das gesprochene Wort und dessen Vergänglichkeit, stellt mit der Referenz jedoch zugleich Zweifel an der Schrift als Mittel zur dauerhaften Konservierung aus.

Der vereiste Winterwald der Eisgeschichte veranschaulicht vor allem aber, dass das Gefrorene beim Kristallisationsprozess nicht unveränderlich fixiert wird und als solches wieder erwärmt werden kann. In der Vereisung wird alles Organische mortifiziert und damit ohne Möglichkeit der Rückverwandlung in einen anderen Zustand versetzt. Die Möglichkeit der erneuten Verflüssigung des Eises, insbesondere jedoch die Zurichtung des zu konservierenden Materials, stellen die Erstarrung in Eis – und somit die Schrift als Speichermedium – infrage. Die *Mappe* bricht mit der konventionellen Frostmetapher, indem sich in ihren Darstellungen der Vereisung die eigentliche und uneigentliche Bedeutung des Kristallisationsvorgangs unauflösbar miteinander verbinden. Dadurch

---

8 Schiffermüller: *Buchstäblichkeit*, S. 57.

9 Geulen: *Worthörig wider Willen*, S. 29.

10 Ebd., Fn. 39, S. 29.

11 Schiffermüller: *Buchstäblichkeit*, S. 53.

12 Ebd., S. 60.

13 Ebd., S. 53.

werden in die Metapher der Vereisung andere Aspekte der Kristallisation – etwa die Zurichtung des Aufzubewahrenden – mit einbezogen, auf die die ursprüngliche Übertragung nicht referiert. Bezogen auf die Schrift bedeutet das vor allem: „Niederschrift ist nicht (nur) Festschrift, sie ist Umschrift“. <sup>14</sup> Eis – und in der Übertragung auch die Schrift – ist gerade nicht der kristalline Sarg, der das Erstarrte in seiner Mortifizierung ausstellt. Das Eis bildet eigene Formen und Figuren aus, die über eine Umwandlung des Ausgangsmaterials hinausgehen.

Dementsprechend beschreibt Augustinus in der Eisgeschichte der *Mappe*, wie „jede Stange jedes Holz jede Schnalle jedes Theilchen des ganzen Schlittens in Eis wie in durchsichtigen flüssigen Zucker gehüllt“ (*M3*, 299) war. Doch die transparente „Eisrinde“ umschließt die vorhandenen Gegenstände nicht einfach: In der Mähne des Pferdes hängen „gefrorene Tropfen wie tausend bleiche Perlen, seine Deke hatte Fransen, und um seine Hufhaare waren silberne Borden geheftet“ (*M3*, 299). Statt stillstehend abzubilden oder zu konservieren, verändert das Eis die von ihm umschlossenen Objekte – und diese Modellierung erfolgt nicht lediglich als dekorative Ausschmückung mit „Perlen“, „Fransen“ und „Borden“: Das Eis verfremdet, deformiert, defiguriert und ist darin zugleich ein Mittel der (Re-)Figuration. Der vereiste Winterwald der Eisgeschichte stellt keine mortifizierte Natur zur Schau, sondern verwandelt sich in eine gleißende Unterwasserlandschaft: Mancher Busch „sah aus [...] wie lichte wässrig glänzende Korallen“ (*M2*, 103) und das Rauschen der vereisten Bäume klang „wie tosende Meereswogen“ (*M2*, 116). Der Vereisung als Erstarrung und Verfestigung stehen an dieser Stelle eine Unterwasserlandschaft und darin das Verschwommene, Fließende, Bewegte schlechthin gegenüber.

Indem der Winterwald gleichzeitig als Unterwasserlandschaft lesbar wird, verdeutlichen sich zwei verschiedene Aspekte der Vereisung in Bezug auf Schriftlichkeit: zum ersten die Erschaffung einer eigenen ‚Wirklichkeit‘ in der Schrift – Augustinus beschreibt den vereisten Winterwald auf seiner Fahrt nicht als erstarrte Natur; der Wald schien durch die Zurichtung des Eises vielmehr, „als sei er lebendig geworden“ (*M2*, 103). Dieser ‚lebendige‘ Eindruck entsteht unter anderem aufgrund der Geräuschkulisse, jener Akustik des Eises „in der Todtenstille“ (*M2*, 96). Zunächst vernimmt Augustinus nur „ein Krachen, wie die Bäume unter ihrer Last zerbrachen und umstürzten“ (*M2*, 96). Aber je weiter er sich dem vereisten Hochwald nähert, desto detaillierter vermag er die einzelnen Töne aus dem Rauschen herauszulösen. Er hört „den Regen durch die Nadeln fallen“ (*M2*, 100), erkennt „das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen“ der „kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten“ (*M2*, 101), „das Knistern der brechenden Zweige“ (*M2*, 103), ein „Orgelwerk [...] starrer Zapfen“ (*M2*, 101) oder auch „ein Klingelwerk fallender Zapfen“ (*M2*, 101f.). Schließlich hört der Doktor aus dem „fürchterliche[n] Rauschen“ (*M2*, 111) des Waldes „[e]in helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei“ (*M2*, 107). Das Eis setzt zwar den Wald in Bewegung, die vermeintliche Belebung ähnelt allerdings einem Marionettenspiel, das seine Fäden ausstellt als auch vergessen machen will. Selbst die eindrucksvolle Akustik klingt nur „gleichsam wie ein Schrei“. <sup>15</sup> Die Stimme,

<sup>14</sup> Susanne Strätling: „Mobile Monumente. Romantische Bewegungsfiguren aus Stein und Schrift“. In: *Kinetographien*. Hrsg. von Inke Arns [u.a.] Bielefeld 2004, S. 179-215, hier: S. 181; mit Jacques Derrida: „Der Schauplatz der Schrift“. In: Jacques Derrida: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/M. 1976, S. 302-350, hier: S. 341.

<sup>15</sup> Hervorhebung SF.



die sich erst in der Akustik des Eises bildet, lässt sich als Stimme *durch* die Schrift oder sogar als Stimme *der* Schrift lesen. In ihr wird keine vorangegangene Rede fixiert; sie setzt erst *mit* der und *durch* die Schrift ein. Die Vereisung stört die gewohnte Bildlichkeit und Akustik; die fremden Figuren und Klänge entziehen sich ihrer Darstellung. Augustinus verweist in seiner Sprachlosigkeit auf die ‚Stimme‘ des Eises und darin zugleich auf die sprachliche Verfasstheit des Beschriebenen. Denn das Eis macht insbesondere die eigene Dynamik und Vitalität anhand der „Eisrinde“ sichtbar als auch im Rauschen und Krachen hörbar.

Der zweite Aspekt, der im Winterwald als Unterwasserlandschaft lesbar wird, ist die Beweglichkeit und somit Veränderlichkeit des vermeintlich Erstarren. ‚Erwärmen‘ bzw. entschlüsseln lassen sich jedoch lediglich Zeichensysteme, deren Zeichen eine bestimmte Bedeutung dauerhaft und unveränderlich zukommt. Die Eisgeschichte führt die Ambivalenz zwischen der Vereisung als metaphorischer Festschreibung und der Unmöglichkeit einer dauerhaften Fixierung vor. Eine Verfestigung durch die Vereisung erfolgt in der *Mappe* nur punktuell: Der beschriebene Eisfall ist kein einfaches Erstarren des Flüssigen im Festen, vielmehr eine meteorologische Ausnahmeerscheinung, die das Flüssige und Erstarre eigentümlich miteinander verbindet.

Vorbereitet wird die Schilderung dieses ungewöhnlichen Phänomens bereits durch dessen Vorgeschichte: Dem Eisregen gehen ein schneereicher Winter und die Angst der Bewohner vor dem allzu schnellen Abtauen der gewaltigen Schneemassen voran. Der unerwartete Kälteeinbruch stoppt vorerst den Tauprozess, „hinderte das schnelle Abschmelzen des Schnees, [...] und machte den Schnee so fest, daß man über Schlünde und Abgründe weggehen konnte, wo es sonst nicht möglich gewesen war“ (M3, 295). Allerdings wurde ihretwegen das Wasser „in der Gegend immer weniger, und endlich war fast nichts als Schnee und Eis, selbst da, wo sonst lebendige rinnende Brunnen waren“ (M3, 295). Der Gemeindebrunnen gleicht einem „einsamen Eisberg“ (M3, 301) und die Tatsache, dass ausgerechnet die Tagebuchschreiber Augustinus und der Obrist über einen intakten Brunnen verfügen und die Region mit Wasser versorgen, bricht erneut mit der Fluss- und Frostmetapher. Diese bezieht sich nämlich ausschließlich auf das zeitliche Fließen mündlicher Rede und nicht mehr auf die Metapher der Quelle bzw. des Brunnens, aus dem auch der Schriftschaffende schöpft, um den Fluss der Worte nicht versiegen zu lassen.<sup>16</sup> Das Gefrieren setzt das Erzählen an dieser Stelle jedoch nicht fest, sondern in Gang – die Kälte bringt die Worte des Erzählers Augustinus in Bewegung. Damit rückt das Wasser in seiner Eigenschaft als ‚Lebensquell‘ in den Vordergrund und wird statt mit Oralität mit dem Projekt des Lebensbuches in Verbindung gesetzt. Nach der Kälte folgt erneut Tauwetter, doch statt der bangen Erwartung, dass „das Wasser zu viel werden sollte“ (M3, 297), kam für den Doktor „alles anders, als [er] erwartet hatte“ (M3, 297): Ein Eisfall setzt ein, „als reines, fließendes Wasser, das erst an der Oberfläche der Erde gefror und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog“ (M2, 99).

Das Außerordentliche der Eisgeschichte – sowohl im meteorologischen Sinne als auch in der allegorischen Übertragung auf literarische Vorgänge – ist der Wechsel und letztendlich das Zusammentreffen unterschiedlicher Temperaturen, die Gleichzeitigkeit von

---

<sup>16</sup> Vgl. Horst Wenzel: *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*. München 1995, S. 241.

Regen und Frost, dem Fließenden und dem Erstarren. Diese Synchronität ist bedrohlich, denn im gleichzeitigen Aufeinandertreffen scheinen sich Wasser und Eis gegenseitig zu potenzieren – und erst der warme Wind, der das Wasser trocknet und das Eis langsam abschmilzt, hebt beide Kräfte auf.

### III. Schreiben als Heilung und Verstümmelung

Einmal als Figuren der Medialität benannt, lassen sich Wasser und Eis auch außerhalb der Eisgeschichte in Bezug zur literarischen Selbstreflexion setzen bzw. tragen ihre ambivalenten Darstellungen in anderen Teilen der *Mappe* erst zur Figurierung bei.<sup>17</sup> Dem fließenden, ‚lebendigen‘ Wasser stellt diese nämlich keineswegs das erstarre, ‚tötende‘ Eis gegenüber: Ein und demselben Taugrund entspringen eine heilende Quelle und die gefürchtete Flut des Tauwassers. Ebenso wird das Eis in der *Mappe* als tödliche, aber auch als heilende Kraft ausgewiesen. Damit werden die eindeutige Zuordnung des Wassers an die ‚fließende‘ und ‚lebendige‘ Rede sowie des Eises an die ‚erstarre‘ und ‚tote‘ Schrift fraglich. Die ambivalente Darstellung von Wasser und Eis verhandelt aber nicht nur deren metaphorische Bedeutung, sondern insbesondere das in der Erstarrung Allegorisierte, ebenfalls als Heilmittel Benannte: die Schrift. Denn das autobiographische Schreiben dient Augustinus als Mittel der Wiederherstellung sowie als Möglichkeit, das Leben über den Tod hinaus zu verlängern und im Text zu konservieren. Wasser und Eis als Figuren der Medialität werde ich im Folgenden daher auf das Konzept des Lebensbuches hin lesen. Im Mittelpunkt dieser Lesart steht dabei die Ambivalenz des *pharmakons*, das in Platons *Phaedrus* gleichzeitig als Heilmittel und als Gift auftritt und „genau die Mitte bildet, in der die Gegensätze sich entgegensetzen können, die Bewegung und das Spiel, worin sie aufeinander bezogen, ineinander verkehrt und verwandelt werden“.<sup>18</sup>

In der *Mappe* entdeckt Augustinus eine Quelle, von der er glaubt, „daß sie heilsam sein müsse“ (*M1*, 91). Ganz im Sinne dieser Metapher schreibt Stifter im Februar 1864, zu Beginn der Arbeit an der dritten *Mappe*, an seinen Verleger Gustav Heckenast:

Da ich mich immer mehr fand, griff ich noch zu einem Heilmittel, das alle Heilerfahren verdammt hatten, dessen labsalbringende Wirkung ich aber recht gut kannte – Dichten. [...] Seit 3 Wochen arbeite ich [an der *Mappe*, Anm. SF], und mein Glaube an diese liebevolle Arznei hat mich nicht getäuscht, mein Herz wusste, was ihm mangelt, und ging zu dem rechten Borne, Gesundheit zu trinken.<sup>19</sup>

Zunächst überträgt die *Mappe* diese „labsalbringende Wirkung“ des Dichtens auf das autobiographische Schreiben. In der Studienfassung wendet es buchstäblich den Tod des Doktors ab: Augustinus zieht sich mit Selbstmordgedanken in den Wald zurück und trifft dort auf den Obrist, der ihm in einer Ahnung seines Vorhabens das Lebensbuch als Mittel des Heils empfiehlt. Das poetologische Prinzip der Autobiographie ist hier die wortwörtliche Wiederholung des Lebens: Augustinus' Leben, das kurz zuvor

<sup>17</sup> In der vierten Fassung der *Mappe* fehlt die Eisgeschichte. Ob diese dem Fragment *noch* fehlt oder absichtlich von Stifter ausgelassen wurde, kann an dieser Stelle lediglich gemutmaßt werden. Allerdings trägt das Fehlen dazu bei, in dieser Lektüre nicht ausschließlich auf Darstellungen des Eises in der Eisgeschichte zurückzugreifen.

<sup>18</sup> Jacques Derrida: „Platons Pharmazie“. In: Jacques Derrida: *Dissemination*. Hrsg. von Peter Engelmann. Wien 1995, S. 143.

<sup>19</sup> Stifter in einem Brief an Heckenast im Februar 1864, in: Adalbert Stifter: *Die Mappe meines Urgroßvaters. Schilderungen. Briefe*. Hrsg. von Karl Pömbacher. München 1995, S. 824.

ausgelöscht werden sollte, erscheint ihm, wenn nicht lebens-, so doch zumindest lebenswert. Im Aufschreiben wird es wiederholt und gleichsam wiedergeholt. Doch auch in den späteren Fassungen, die den Selbstmordversuch auslassen, dient das autobiographische Schreiben der Lebensbewältigung. In der nachträglichen Lektüre lassen sich die singulären Ereignisse in einen Rahmen und damit in einen Sinnzusammenhang setzen. Auf diese Weise trägt die *Mappe* zur Entfragmentisierung des eigenen Lebens bei und suggeriert dem Schreibenden Geschlossenheit, Kontinuität und die Möglichkeit, sich in diesen Strukturen selbst zu erkennen.

Das „kleine[] Wässerlein“ (*M4*, 242) der Quelle, das gegen so manches Leiden hilft, wächst in der *Mappe* allerdings auch zur Bedrohung heran, wenn es mit dem Schmelzwasser des Schnees zum reißenden Strom anschwillt. Dieser Strom steht konträr zum gleichmäßigen und ordnenden Dahinströmen der Quelle, das die heilende Kraft des autobiographischen Schreibens bewirken soll. So merkt etwa der Obrist – Vorbild für Augustinus' Schreiben – an, dass sich die Lebensmappen seiner letzten Jahre einander stark ähneln, da diese ruhig verfließen und sich durch keinerlei Ereignishaftigkeit voneinander abheben. Die befürchtete Flut des Tauwassers, die in der *Mappe* zwar ausbleibt, aber als mögliche Bedrohung benannt wird, setzt dieser strukturierenden Ordnung eine andere Kraft entgegen – das Maßlose, aus der Bahn Brechende, das Unkontrollierte und Bedrohliche.<sup>20</sup> Im Gegensatz zum heilenden Quellwasser ist die Flut „gerade nicht das reine, sondern das verunreinigte, sedimentierte, mit Unrat versehene, versehrte, mit Giften und Bakterien vermischte, nicht trink- oder nutzbare Wasser“.<sup>21</sup> Als „undefinierbare Mischung“<sup>22</sup> wirkt die Flut zwar ebenso entfragmentisierend, stellt aber weder Sinn noch Geschlossenheit her. Die Flut nimmt zum einen differenzierende Unterschiede zurück und setzt zum anderen der gleichmäßig sprudelnden Quelle den maßlos anschwellenden Strom gegenüber, der über seine Ufer tritt und sich jeglicher Steuerung entzieht. Dem autobiographischen Schreiben wird in der *Mappe* allerdings gerade die Funktion zugesprochen, das schreibende Subjekt zu mäßigen. Es dient nicht allein der Wiederherstellung des Schreibenden, sondern auch seiner gesellschaftlichen Rehabilitation.

Neben dem Quellwasser nutzt Augustinus auch Eis für seine Heilungen und errichtet eigens zu diesem Zweck eine Eiskammer auf seinem Grundstück. Vor allem die letzten beiden *Mappen* betonen, „wie sehr Eis nothwendig sei“ (*M4*, 180); der Doktor „brauchte das Eis zu [s]einen Heilungen“ (*M4*, 178). Dem heilsamen Eis setzt die Eisgeschichte allerdings jenes gefährliche Element entgegen, das sich schleichend menschlicher Erfahrung entzieht und ein unkontrolliertes Eigenleben entwickelt. Ebenso wie der während der Schneeschmelze anschwellende Strom gerät das heilende, wiederherstellende Eis außer Kontrolle. Augustinus spricht von einer „Verwüstung“ (*M2*, 125): Die Bäume tragen „Wunde[n] des Herabbruchs“ (*M2*, 102); sind „gestreift und geschunden“ (*M2*, 125); „die Spitzen der Zapfen“ sehen aus „wie Keile“ (*M2*,

---

20 Verdeutlicht wird dies beispielsweise in sprachlichen Flut-Bildern, von denen unsere Alltagssprache durchsetzt ist: „Wasser bis zum Hals“, „nasse Füße bekommen“, „überflutet werden/darin untergehen“ usw. „In der Summe konturieren sie ein verunsichertes, überfordertes, erschöpftes Subjekt.“ (Heike Brandstätter/Katharina Jeorgapoulos: „Überfluten. Versuchungen eines Themas“. In: *Überfluten*. Hrsg. von Heike Brandstätter/Katharina Jeorgapoulos. Hamburg 2004, S. 7-19, hier: S. 18).

21 Ebd., S. 12.

22 Ebd.

108) und das Brechen des Eises klingt, „als ob ein starkes Heer oder eine geschrei-lose Schlacht im Anzug wäre“ (M2, 115).

Die mehrdeutige Darstellung von Wasser und Eis, die aus ihrer vom Menschen bestimmten Funktion ausbrechen und ein Eigenleben entwickeln, das sich einer Reglementierung von außen entzieht, wird in beiden Situationen in Bezug zum Schreiben gesetzt. Die ambivalenten Heilmittel Wasser und Eis stellen dem autobiographischen Diskurs „als eines Diskurses der Selbstheilung, des Sich-selbst-Wiederherstellens“<sup>23</sup> die „obsessive Beschäftigung mit Verstümmelung, [...] Verkrüppelung“<sup>24</sup> und Krankheit gegenüber. In der Verbindung des heilenden Schreibens mit dem Tod durch Gefrieren – der „Verwundung des Winters“ (M2, 130) – und einer bedrohlichen Flut werden die Bedingungen und ‚Nebenwirkungen‘ einer heilenden autobiographischen Schrift sichtbar. Nach Paul de Man liegt die Aufgabe der Autobiographie weder in der Wiederherstellung des Schreibenden, noch darin, „eine verlässliche Selbsterkenntnis“<sup>25</sup> zu liefern, vielmehr in der Demonstration der „Unmöglichkeit der Abgeschlossenheit und der Totalisierung aller aus tropologischen Substitutionen bestehenden textuellen Systeme“.<sup>26</sup>

Auch in der *Mappe* trifft das Bemühen des Schreibenden um Kontinuität und Geschlossenheit auf den Widerstand des Textes. Denn im Unterschied zum Streben nach Wiederherstellung zeigt dieser verschiedene ‚Verstümmelungen‘, äußere und innere ‚Verletzungen‘ auf, die ihn nicht als ‚heiles‘ Ganzes präsentieren. Zu dieser Lesart lässt sich der Umstand heranziehen, dass sich die verschiedenen Fassungen von Stifters *Mappe* ebenfalls in einem fragmentarischen Zustand befinden. Gemeint sind damit nicht nur die letzten beiden Fassungen, sondern ebenso die zwei zu Stifters Lebzeiten publizierten *Mappen*, die durch ihre Nachfolger als veränderungs- und erweiterungsbedürftig ausgewiesen werden. Das abrupte Ende der letzten Fassung markiert Stifters Nachlassverwalter Johannes Aprent mit dem Satz: „Hier ist der Dichter gestorben.“<sup>27</sup> Das Fragment weist eine Verletzung auf, „eine Verletzung durch einen Bruch, die in allen Texten verborgen ist und die in diesem durch seine besondere Art der gewaltsamen Beschneidung nur besonders auffällig ist“.<sup>28</sup>

Stifters *Mappe* ist Fragment und weist im Inneren einen weiteren Bruch auf – jenen zwischen dem Streben nach Geschlossenheit und Kontinuität in der Lebensmappe der Binnenhandlung und der Herausgeberpraxis der Rahmenhandlung. Statt die Autobiographie zu legitimieren, unterläuft die Rahmenhandlung deren ursprünglich

**23** Paul de Man: „Autobiographie als Maskenspiel“. In: Paul de Man: *Die Ideologie der Ästhetik*. Frankfurt/M. 1993, S. 131–145, hier: S. 138.

**24** Ebd., S. 137.

**25** Ebd., S. 134.

**26** Ebd., S. 135.

**27** Zit. nach: Wolfgang Frühwald: „Gegenbild der Gewalt. Zu Peter Suhrkamps Edition von Adalbert Stifters ‚Mappe meines Urgroßvaters‘“. In: Adalbert Stifter: *Die Mappe meines Urgroßvaters*, Frankfurt/M. 1989, Einleitung u. Anmerkungen v. Peter Suhrkamp, Nachwort v. Wolfgang Frühwald, S. 449–456, hier: S. 450.

**28** Paul de Man: „Shelleys Entstellung“. In: Paul de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt/M. 1993, S. 147–182, hier: S. 174. Vor allem Peter Suhrkamps gescheiterter Versuch, aus den letzten drei Fassungen einen Text zu rekonstruieren, stellt die fragmentarischen *Mappen* als „verstümmelte Texte“ (ebd.) aus. Seine 1939 herausgegebene *Mappe*, die sich an Aprents Bericht, wie Stifter seine letzte *Mappe* anlegen wollte, orientiert, verbindet einzelne Versatzstücke verschiedener Fassungen zu einem Text. Dieser erweckt allerdings nicht den Eindruck von Geschlossenheit, sondern stellt im Gegenteil die Unterschiede – die jeweiligen Änderungen und Entwicklungen – besonders deutlich aus. Die verschiedenen Fassungen lassen sich zu keinem geschlossenen Ganzen zusammenfassen, verwehren sich vielmehr der von außen aufgezwungenen Totalität.

entfragmentisierendes Prinzip: Der Urenkel zerteilt und zergliedert das Aufgeschriebene, gibt einen selektierten und zurechtgestutzten Text heraus und begründet sein Verfahren mit der schweren Lesbarkeit der Vorlage. „Es ist noch recht viel übrig“, lässt er den Leser wissen, „aber das Lesen ist schwer“ (M2, 232). Die Mappe ist „mit alter, breiter verworrener Schrift besetzt“, „die Lesung dieser Worte war gleichsam verwehrt; denn immer je mehrere der so beschriebenen Blätter waren an den Gegenrändern mit einem Messer durchstoichen“ (M2, 25). Nur ein ‚verletzter‘, ‚durchstochener‘ Text, ein *Ausschnitt*, liegt dem Leser vor. Zusätzlich setzt der Herausgeber die Mappe in eine Rahmenhandlung, die diese um mündliche Überlieferungen und Erinnerungen aus der Kindheit ergänzt. Der Leser verfügt somit über viel weniger und gleichzeitig viel mehr Lektürematerial als jene ‚ursprüngliche‘ Mappe bietet, auch wenn ihm deren Originalität durch die langwierige Einleitung und die genaue Beschreibung des Fundes suggeriert wird.

Der Bruch zwischen Rahmen- und Binnenhandlung gibt eine Leseanweisung für die Erzählung, die gerade auf die Resistenz und auf die Materialität der Schrift aufmerksam macht. Denn nicht nur der Herausgeber der Rahmenhandlung soll die Authentizität der Autobiographie bezeugen, im Text verfehlen noch weitere erklärende und legitimierende Zusätze dieser Art ihr Ziel. Letztendlich verweisen sie vor allem auf die literarische Verfasstheit des Textes und thematisieren damit den Erzählvorgang selbst. Die *Mappe* täuscht weder Kontinuität noch Geschlossenheit vor, sondern zeigt ihre Lücken, Brüche und Verletzungen.

In der *Mappe* soll das autobiographische Schreiben aber nicht nur der Geschlossenheit herstellen, sondern fungiert zudem als ein System der Lebensbewältigung und Selbsterziehung. Die „Reinigung des Ausdrucks vom Subjektiven“<sup>29</sup>, die als innerbiographisches Korrektiv angestrebt wird, ist allerdings nicht die Folge, sondern die notwendige Voraussetzung der Fixierung in der Schrift. „Sich schreiben kann man nur, indem man sich dem verschreibt, was gerade nicht das Selbst ist: ‚ich‘ werde geschrieben“<sup>30</sup>, vermerkt dazu Eva Geulen. Als Korrektiv dient das autobiographische Schreiben, „weil das leidenschaftliche Leben durch die Sprache und die Schrift stillgelegt [...] und zur Form, zur Formalität ausgebleicht“<sup>31</sup> werden.

Somit kann die autobiographische Korrektur nicht, wie in der *Mappe* suggeriert, aufgrund der zeitlichen Distanz zwischen dem schreibenden und lesenden Subjekt stattfinden. Das schreibende Subjekt wird in der Schrift nicht archiviert, sondern im Moment der Einschreibung entstellt und ‚korrigiert‘. Entgegen dem, was die Mappe bzw. ihr Urheber behauptet, ist das autobiographische Schreiben kein Mittel, das das zerteilte Ich wieder zusammenfügt und den Heilungsprozess zugleich dokumentiert. Das Lebensbuch des Doktors ist vielmehr eine Fallstudie, in der sich statt der Genesung die Auflösung des Patienten in Schrift und die Genese des Textes abzeichnen.

Bezeichnender Weise bleiben zu Beginn des Textes, der zugleich den Beginn von Augustinus' medizinischer Karriere markiert, die Krankenakten unbeschrieben und erst ihr allmähliches Beschreiben bringt auch die Erzählung in der *Mappe* voran. Die nicht leer

---

29 Helmut Pfotenhauer: „Einfach ... wie ein Halm“. Stifters komplizierte kleine Selbstbiographie“. In: *DVjs* 64 (1990), S. 134-148, hier: S. 148.

30 Geulen: *Worthörig wider Willen*, S. 13.

31 Pfotenhauer: „Einfach ... wie ein Halm“, S. 143.

bleibenden Krankenakten verzeichnen den medizinischen Erfolg, bilden aber zudem die Fläche für Augustinus' „ästhetische Aktivität, durch die das Arzt-Genie den Zeichen zu ihrer Sichtbarkeit und Lesbarkeit verhilft und damit in eine spezifische Konkurrenz zum Dichter tritt“.<sup>32</sup> In seinem Krankenbuch vermerkt Augustinus insbesondere „die Beschaffenheit des Wetters und der Wohnung“ (M4, 197) des Patienten und stellt damit eine direkte Verbindung zum eigenen Lebensbuch her, in dem er den Wechsel der Jahreszeiten und das Vorankommen des Hausbaus beschreibt. Vor allem die letzten beiden *Mappen* markieren diesen Zusammenhang und betonen die zwei parallel geführten *Mappen*, die den Heilungsprozess der Patienten und zudem die Wiederherstellung des Doktors dokumentieren.

Im Krankenbuch notiert der Arzt, was sein klinischer Blick einfängt, wie er Symptome als solche erkennt und in einen Sinnzusammenhang stellt. Auf diese Weise werden Augustinus' Beobachtungen über den Zustand des Patienten, seine Umgebung sowie das Wetter zum potentiellen (An-)Zeichen einer Krankheit als auch zum Textzeichen. Die medizinische Semiotik besetzt im 18. Jahrhundert den diskursiven Raum und verdrängt weitgehend andere semiotische Basistheorien. Johann Georg Zimmermann warnt allerdings vor der Gefahr einer zu aufmerksamen ‚Lektüre‘ durch den Arzt: „Ein allzufeines Gefühl führt zu Beobachtungen, die wie die Spinnweben fein und unnützlich sind. Diese ausserordentliche Empfindlichkeit stürzt aus dem Reiche der Sachen in das Reich der Wörter.“<sup>33</sup> Zimmermann führt aus, dass,

[w]er im Beobachten allzuspitzfuendig seyn will, [...] freylich Sachen [sieht], die andere nicht sehen; aber indem er diese Sachen weiter zerlegt, und jeden zerlegten Theil in tausend andere aufloest, faellt er von dem, was ist, auf das, was nicht ist. Seine Blicke dringen tiefer, als die Sachen selbst sind, auf die er sieht.<sup>34</sup>

Mit dem Ausrufen eines „Reichs der Wörter“ stellt Zimmermann der faktischen Wirklichkeit ein Reich dessen, „was nicht ist“ gegenüber. Gleichzeitig schafft er darin die Möglichkeit eines Zeichens ohne Repräsentationsfunktion, eines Zeichens, das gerade nicht auf eine außersprachliche ‚Wirklichkeit‘ referiert.

Indem Augustinus das Krankenbuch in der eigenen Lebensmappe erwähnt, verdoppelt er es nicht – er wiederholt nicht, was dieses bereits erfasst, sondern schreibt lediglich über das Schreiben an sich. Zudem richtet sich sein klinischer Blick, der den Zeichen Krankheiten zuordnet, auf sich selbst und vermerkt die Veränderungen des eigenen Zustands, des Wetters und der Lebensbedingungen. Doch die Mappe, von der es heißt, „[e]s müsse des Doctors Leben darin sein“ (M2, 29), lässt sich in der Lektüre nicht zu neuem Leben erwecken – Augustinus bleibt im „Reich der Wörter“. Statt zum Mittel der Wiederherstellung und Aufbewahrung wird die Mappe zum „seltsamen Ding“. Der Urenkel und Erzähler der Rahmenhandlung, der diese findet, schreibt: „Mir war das Ding sehr seltsam und räthselhaft [...]“ (M2, 25). Im selbstreferentiellen

**32** Wolfgang Schäffner: „Die Zeichen des Unsichtbaren. Der ärztliche Blick und die Semiotik im 18. und frühen 19. Jahrhundert“. In: *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Inge Baxmann/Michael Franz/Wolfgang Schäffner. Berlin 2000, S. 480-510, hier: S. 483.

**33** Johann Georg Zimmermann: *Von der Erfahrung in der Arzneykunst*. Zürich 1787, S. 81.

**34** Ebd.

Rekurs erzählt die Mappe also vielmehr vom Zerfall des Erzählens und somit auch vom Zerfall des Erzählten, vom Rückzug ins „Reich der Wörter“ und der Genese der Schrift.

#### IV. Die „Semiotik des Herzens“

Die Funktion der innerbiographischen Korrektur des Lebens durch Selbstaufschreibung und anschließende Lektüre lässt Augustinus in die Fußstapfen seines prominenten Namensgebers treten: In den *Confessiones*<sup>35</sup> legt Aurelius Augustinus eine Beichte vor Gott und den Lesern ab und schildert seinen Lebensweg bis zur eigenen Bekehrung. In der Studienfassung der *Mappe* geht mit dem Selbstmordversuch auch dem Schreiben des Doktors eine „sündhafte Begebenheit“ (M2, 31) voran. Das heilende Schreiben zielt demnach nicht nur auf die Wiederherstellung der eigenen Person, sondern ebenso auf eine gesellschaftliche Rehabilitierung ab. Das abweichende Subjekt bekennt schreibend seine Sünden und dokumentiert auf diesem Weg den Lebenswandel. Dabei genügt es nicht, dass der Sünder sein Herz aufschreibt, er muss auch andere darin lesen lassen.

Auf den Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen, vor allem jedoch dem Gelesenen und dem Herzen verweist Augustinus in der *Mappe* verschiedentlich: Er findet „eine Ruhe des Herzens in den Einschreibungen“ (M4, 192) des Obristen; „las mit erhobem Herzen“ (M3, 222) oder zur „Beruhigung [s]eines Hauptes und [s]eines Herzens“ (M3, 229). Manches, das er „bei dem Obrist lesen gehört ha[t], sind es nun Worte eines Dichters gewesen oder andere Dinge“, sind ihm „tief in das Herz gegangen“ (M4, 188). Die Geste des im Herzen Lesens und lesen Lassens verweist wiederum auf den *topos* der Herzensschrift, „[d]as Signet, [...] das über Jahrhunderte hinweg die literarischen Akte des Bekennens [...] gesteuert hat“.<sup>36</sup> Der Begriff der ‚Herzensschrift‘ geht zurück auf Paulus, der seine Gemeinde im Brief an die Korinther einen „Brief“ Christi nennt, „geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in die fleischernen Tafeln des Herzens“.<sup>37</sup>

Die Opposition des ‚lebendigen‘ Sinns und des ‚toten‘ bzw. ‚tötenden‘ Buchstabens bezieht sich zunächst auf die Gefahr, das in Stein geschlagene mosaische Gesetz allzu wörtlich zu nehmen. Der Buchstabe repräsentiert metonymisch das Gesetz und steht dem Geist gegenüber, der auf Gottes Gnade verweist. Gott ist nicht nur der ‚lebendige‘ Sinn, sondern auch der Ursprung der von ihm ausströmenden Gnade, die den Tod abwendet.<sup>38</sup> Die Paulinische Gegenüberstellung von Geist und Buchstabe wird zur traditionellen Figur der Schriftkritik, um das Verhältnis zwischen Referent und Zeichen zu verhandeln. Die ‚Herzensschrift‘ steht dabei konträr zur ‚kalten‘ Schrift, deren ‚Kälte‘ sich nicht etwa auf einen ‚gefrorenen‘ Zustand bezieht, vielmehr auf die ‚Verstandeskälte‘ der antiken Humoralpathologie sowie auf die Übertragung der „winterkälte“ „auf seele und gemüt“<sup>39</sup> abzielt, die im 18. Jahrhundert ohne organischen Referenten

35 Aurelius Augustinus: *Bekanntnisse*. Lat./dt. Eingel. u. übers. v. Joseph Bernhart, Vorwort v. Ernst Ludwig Grasmück. Frankfurt/M. [u.a.] 2004 (Repr.).

36 Manfred Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift: der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München 1986, S. 9.

37 2. Kor. 3, 2.

38 Psalm 35; Jer. 2.13; Joh. 4, 13f.

39 Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Stuttgart 2007, Bd. 11, Sp. 87.

auskommt. Erst in der Überlagerung beider Metaphern, indem sich zum Phlegmatismus der ‚kalten‘ Säfte der ‚frostige Charakter‘ als „kälte, kaltsinn, theilnahmlosigkeit, gleichgültigkeit“<sup>40</sup> gesellt, lassen sich das ‚gefrorene‘ Wort und die ‚kalte‘ Schrift miteinander in Beziehung setzen.

Die Zuweisung der ‚Kälte‘ an die Schrift erfolgt letztendlich in mehrfacher Weise: Zunächst wird die Schrift dem Verstand zugeordnet, indem das Schriftzeichen als kulturell hervorgebrachtes Zeichen gilt und somit in Opposition zur ‚warmen‘ Natürlichkeit des Menschen tritt. In der Zivilisationskritik des 18. Jahrhunderts gilt Schrift als Ausdruck einer „kalte[n] Buchgelehrsamkeit, die sich mit kaltem zeichen ins Gehirn drückt“.<sup>41</sup> Vor allem Rousseau unterscheidet zwischen ‚kalter‘ Kultur und ‚warmer‘ Natürlichkeit. In seiner Kultur- und insbesondere Schriftkritik mahnt er die Entfremdung vom natürlichen Zustand des Menschen an und hält dem ‚kalten‘ Schriftzeichen die ‚warme‘ „Semiotik des Herzens“<sup>42</sup> entgegen.<sup>43</sup> Ausschließlich die mündliche Rede als ‚warme Sprache des Herzens‘ eignet sich demnach zur authentischen Artikulation des Gefühls.

Herzlose ‚Kälte‘ bezieht sich ursprünglich jedoch auf mündliche und schriftliche Sprache gleichermaßen, worauf die Wendung der „kalten Antwort“ oder „kalten Rede“ verweist. Gemeint ist ein „läppisches geschwätz“, das „fade, platt, ‚frostig‘“ ist oder schlichtweg von einem „mangel der empfindung, leidenschaft oder bloß wärme“ zeugt.<sup>44</sup> Die ‚Kälte‘, die Rousseau dem gesprochenen Wort gegenüberstellt, bezieht sich aber explizit auf die Kälte der Schrift, also auf das zwischengeschaltete, sichtbare Medium selbst und nicht auf dessen Inhalt. Die ‚Kälte‘ der Schrift resultiert weniger aus deren Medialität als vielmehr dem Umstand, dass die mündliche Rede als amedial angesehen wird. Den ‚kalten‘ Buchstaben, „Semiotik des Unwahren“, setzt Rousseau die ‚warme‘, da bekennde Herzensschrift entgegen. Der ‚kalten‘ Schrift bleiben die „fleischerne Urschriften gegenüber äußerlich. Wer [...] durch das Dickicht der zivilisatorischen Markierungen hindurch sich selbst erkennen will, der muß zunächst ‚im Herzen eines anderen lesen“.<sup>45</sup> Doch um die „Semiotik des Herzens“ lesbar zu machen, muss diese in ein konventionelles Zeichensystem – in Schrift – übertragen werden. Die Leistung dieser übertragenen Herzensschrift ist es, die ‚kalte‘ Medialität über den ‚warmen‘ Inhalt vergessen zu machen.

Wie die ‚fleischerne‘ Herzensschrift zu einer papierenen, aus kulturellen Zeichen bestehenden, werden kann, demonstriert in der *Mappe* insbesondere Augustinus‘ Studienfreund Eustachius, der „Manches auf[schrieb], das [ihm] in [s]ein Herz gekommen war“ (M4, 37). Doch was er „wunden Herzens“ (M3, 44) schrieb, gibt er seinem Freund nicht zu lesen. Den ‚Wert‘ der Schriften veranschlagt Augustinus lediglich über die vermeintliche Kenntnis des Herzens seines Gefährten: „[D]ein Herz ist etwas werth, und wenn du dein Herz aufgeschrieben hast, so sind [...] die Schriften auch etwas werth“

40 Ebd., Bd. 4, Sp. 255.

41 Gotthold E. Lessing; zit. nach: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 11, Sp. 80.

42 Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift*, S. 9.

43 Vgl. Jean Jacques Rousseau: *Essai sur l'origine des langues*, Paris 1974, 108.

44 Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 25, Sp. 1558.

45 Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift*, 11. „Anstatt die anderen nach sich selbst zu beurteilen, sollte man vielleicht sich selbst nach den anderen beurteilen, ohne sich allerdings mit dem Augenscheinlichen zu begnügen, sondern indem man in ihren Herzen liest wie im eigenen“, heißt es bei Rousseau (Jean-Jacques Rousseau: *Ébauches des Confessions*. In: *Œuvres complètes*. Paris 1959, S. 1158; zit. nach: Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift*, S. 258, Fn. 7).



(M4, 37). Erst nachdem Eustachius spurlos verschwindet, liest Augustinus dessen Aufzeichnungen. In einem Brief an die Geliebte, die ihn auffordert: „Theurer Freund! [...] Du mußt Dich aufschreiben.“<sup>46</sup> (M3, 55), entwickelt Eustachius' Herzensschrift sogar unglaubliche Temperaturen: Über den Inhalt verwandelt sich der Brief mit den ‚kalten‘ Lettern im Schrein der Geliebten in „eine glühende Kohle“ (M3, 53).

Manfred Schneider sieht in der Herzensschrift die absolute und individuelle Schrift „zusammengeführt und gekreuzt. Diese Doppel-Schrift ist lesbar und wird doch von niemandem entziffert [...]“.<sup>46</sup> Was Schneider auf autobiographische Texte der Moderne bezieht, lässt sich im zeitlichen Vorgriff ebenso auf die *Mappe* als fiktive Autobiographie des Doktor Augustinus anwenden, denn auch diese „vollzieht die Epiphanie der Textualität selbst“.<sup>47</sup> Der „autobiographische Pakt“<sup>48</sup>, den Augustinus mit einem Gelöbnis besiegelt, das die Authentizität der Mitteilungen garantiert, wird mit der Einschreibung des Subjekts in den Text gelöscht. Die Autobiographie dient nicht der „Rekonstruktion einer mythischen Einheit, Leben, Bildung, Seele, Erkenntnis“<sup>49</sup>, sondern ist die „Produktion eines Textes, dessen einziger Referent die Autorschaft seines Autors ist“.<sup>50</sup>

## V. Eiskammer des Herzens

Zu den verschiedenen medialen Metaphern in der *Mappe* zählt auch jene des Textes als Bauwerk und Gefüge.<sup>51</sup> Bereits die erste Begegnung zwischen Augustinus und dem Obrist verweist auf eine Verbindung zwischen dem Bauen und dem Schreiben. Das Treffen findet nämlich auf einer Baustelle statt: Der Doktor und der Obrist besuchen sich zunächst gegenseitig in den Baugruben ihrer zukünftigen Häuser und tauschen Arbeiter, Gerätschaften und praktische Erfahrungen aus, bevor sie einander im Herzen lesen lassen und sich ihre autobiographischen Schriften anvertrauen.

In der eigenen *Mappe* beschreibt Augustinus zwei verschiedene Bauvorgänge ausführlich, die sich auf das Projekt der Lebensaufschreibung beziehen lassen: zum einen den kontinuierlichen Um- und Ausbau des Familienhauses und zum anderen das Anlegen einer Eiskammer. Inwiefern der Hausbau als Möglichkeit materieller Überdauerung betrachtet wird, verdeutlicht etwa die Szene der Grundsteinlegung des Obristen, der im Fundament einen hohlen Raum einlässt, „der bestimmt war, die Gedenksachen, die man hinein thun wollte, aufzunehmen“ (M2, 160). Die Marmorplatte, die den Raum abschließt, gleicht allerdings dem Marmorstein, den der Obrist auf das Grab seiner Frau legen lässt (M1, 62). Lediglich als Gruft vermag der eigens dazu errichtete Raum die „Gedenksachen“ aufzubewahren und eignet sich nicht als Monument des Bauherren für die Nachwelt.

---

46 Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift*, S. 32.

47 Ebd., S. 46.

48 Vgl. Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/M. 1994.

49 Schneider: *Die erkaltete Herzensschrift*, S. 45.

50 Ebd.

51 Quintilian zum Beispiel vergleicht die Arbeit des Redners mit der des Baumeisters, der die unbehauenen Steine passend zusammenfügt. Quintilianus: *Ausbildung des Redners. Institutio oratoria*, VIII, 6, 63: „differenda igitur quaedam et praesumenda, atque ut in structuris lapidum impoli torum loco quo convenit quodque pomendum“. Dort ebenso die *structura* als ordentliche Zusammenfügung der Gedanken oder Worte in der Rede (VIII, 5, 27) und das *fundamentum* als Grundlage der Rede (I, 4, 5). Vgl. auch: Gerhard Assfahl: *Vergleich und Metapher bei Quintilian*. Stuttgart 1932.

Doch auch der zum Zeitpunkt des Schreibens kinderlose Doktor glaubt, das von ihm errichtete Haus und die parallel dazu verfasste Mappe werden „Ekstein[e] [s]einer Zukunft“ (M4, 26) sein. Beide Projekte dienen der Konservierung des Ichs und werden dadurch zu einander in Beziehung gesetzt. Tatsächlich findet der Urenkel die Mappe des Doktors auf dem Dachboden des inzwischen alten und maroden Hauses, inmitten der anderen „steifen, eckigen Dinge“ (M2, 15). Der Erzähler benennt beides – das „hastige Bauen des Greises“ (M1, 11) als auch die Erbstücke des Doktors – als „Gierde auf den Nachruhm“ (M2, 11) und als den verzweifelten Versuch, „das so süße Leben noch über das Grab hinaus zu verlängern“ (M2, 11f.).

Eindringlicher als der Verfall des Familienhauses, das Augustinus während des Schreibens an der Mappe erbaut und durch diese Parallelsetzung die Konservierung des Lebens in der Schrift verneint, ist allerdings der Bezug zwischen dem autobiographischen Schreiben und der vom Doktor errichteten Eiskammer. Seneca bezeichnet jene Kammern als „unterirdische Orte für ewigen Winter“, in denen „Schnee oder Eis eingelagert, sich gut hielt“.<sup>52</sup> Für gewöhnlich dienen sie der Kühlung von Getränken und der längeren Aufbewahrung von Lebensmitteln.<sup>53</sup> Bezeichnenderweise ist die Eiskammer des Doktors aber leer: Das Eis kühlt nichts als Eis und wird um seiner selbst willen, für den medizinischen Zweck, eingelagert. Das fiktive Lebensbuch des Doktors liest sich in diesem Sinne ebenfalls als Eiskammer – nicht als konservierende Gruft, sondern als leere Einrichtung zum literarischen Selbstzweck.

Als Eiskammer ist die Autobiographie nicht die Erstarrung autobiographisch erscribenen Lebens in der steinernen und eisigen Fixierung: Erst im Gefüge der Textbausteine und der Eisschichten, die der Biograph aufeinanderschichtet, wird das Ich als Eiskammer errichtet. Beim vermeintlich zu Stein und Schrift erstarrten Augustinus handelt es sich von Anfang an um ein solches Textmonument. Der erstarrte Wald der Eisgeschichte nimmt allerdings vorweg, dass es sich bei dieser Fixierung keineswegs um eine mortifizierende Stillstellung handelt. In seiner Erstarrung erscheint der Winterwald lebendig, verwandelt sich in eine klingende und tosende Unterwasserlandschaft und setzt sich in Bewegung. Die Eiskammer ist trotz ihrer konservierenden Funktion nicht dauerhaft angelegt, sondern muss regelmäßig erneuert und die Eisschichten ausgetauscht werden. Ebenso wie der vereiste Winterwald verwehrt sich das kultivierte Eis der Eiskammer der endgültigen Fixierung, ist erstarrt *und* beweglich. Lediglich das steinerne Gerüst bleibt erhalten, das immer wieder mit neuem Eis und Schnee gefüllt werden muss.

Augustinus' Eiskammer und das durch sie vorgeführte Schriftmodell lässt sich wiederum mit dem Prozess der Vergletscherung in Beziehung setzen, das die verschiedenen medialen Metaphern der *Mappe* verbindet. Gletscher – eine schweizerdeutsche Formulierung, die ihrerseits auf romanische Einflüsse, etwa auf das französische „glacier“ oder lateinische „glacia“ für „Eis“ zurückgreift<sup>54</sup> – heißt zunächst nichts anderes als „Eisbehältnis“. In den vergangenen zwei Jahrhunderten entstand jedoch eine Vielzahl

52 Thomas Bartholinus: *De nivis usu medico*. Kopenhagen 1661, S. 165; mit Bezug auf Seneca, 1.4 *Nat. Quaest.* c.13: „Nempe in subterraneis locis perpetuum hyemem formabant, quibus illata nix vel glacies conservaretur.“

53 Vgl. „Med faa Omkostninger paa en bequem Maade at anlægge en Iisgrube“. In: *Undervisning for unge Fruentimere*. Kopenhagen 1799, Bd. IV, 307-310 (vollständig wiedergegeben in: Morten Lundbæk: *Ishuse. Om isning, opbevaring og brug af is i ældre tid, især på danske herregårde*. Brede 1970).

54 Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 7, Sp. 8336.

von Theorien sowohl zur Bewegung *des* Gletschers als auch zur Bewegung *im* Gletscher, die verdeutlichen, dass es sich dabei nicht lediglich um ein ‚Behältnis‘ handelt, sondern vielmehr um ein Gefüge aus sich ständig verändernden Eisschichten. In diesem Sinne ist der Gletscher ein ‚Behältnis‘, dessen Inhalt und äußere Form sich wechselseitig bedingen.<sup>55</sup>

Bedeutsam für eine Übertragung auf die Schrift im Allgemeinen und das literarische Schreiben im Besonderen ist bei der Metapher der Vergletscherung die Gleichzeitigkeit von Erstarrung und Bewegung: Die Eis- und Schneemassen des Gletschers sind zum einen derart verfestigt, dass sie als zusammenhängendes Gebilde wahrgenommen werden können. Der Gletscher dient in dieser Hinsicht mitunter sogar als Archiv, dessen eisige Bestände Auskunft über die Klimaverhältnisse früherer Jahrhunderte geben. Zum anderen waren Gletscher „weder in der geologischen Vergangenheit [...] noch heute stabile Gebilde“<sup>56</sup>, vielmehr erfahren sie „durch abwechselndes Auftauen und Wiedergefrieren bald eine Änderung [d]es Gefüges“<sup>57</sup>. Auf das literarische Schreiben bezogen bedeutet dies, dass Texte sich in keinem rein ‚fließenden‘ Zustand, sondern in einer Form der Verfestigung befinden, die ihre Lesbarkeit und die Zuweisung von Bedeutungen zulässt. Dennoch sind sie beweglich und veränderlich, lassen sich durch neue Bezüge ‚verflüssigen‘ und ‚umschreiben‘.

Dieses Schriftmodell, das im Gegensatz zur Metapher der Vereisung der Schrift die Möglichkeit einer mimetischen Abbildung einer außersprachlichen ‚Wirklichkeit‘ und deren Konservierung abspricht, beruht zudem auf der metaphorischen Verbindung zwischen der Kristallisation und dem Kristall. Ausgehend von der antiken Annahme, der Bergkristall sei „gehärtetes, gesteigertes Eis“<sup>58</sup>, das den natürlichen Kreislauf von Gefrieren und Schmelzen unterbricht, repräsentiert die Kristallmetapher traditionell den Übergang vom Materiellen ins Geistige bzw. in einer texttheoretischen Ausdeutung das Verhältnis zwischen dem Referenten und seinem Zeichen. Als Verbindung zweier disparater Zustände veranschaulicht der Kristall die Grenzüberschreitung des ontologisch Geschiedenen und markiert die dazwischen liegende Kluft.

Vor dem Hintergrund der romantischen Naturlehre, die den Prozess der Kristallisation statt als gesteigerte Form der Vereisung zu betrachten, dem organischen Wachstum vergleicht, erfährt auch die Kristallisationsmetapher um 1800 eine Umwandlung. Die metaphorische Neubestimmung des Kristalls wird unter anderem von dem Wissen beeinflusst, dass sich die Vorgänge in dessen Innerem nicht mit dem bloßen Auge beobachten lassen, sondern erst in der chemischen Analyse erschließen. Ein Prozess aber, der sich der Sicht des Betrachters entzieht, stört das von der antiken Metapher repräsentierte Verhältnis zwischen Materie und Geist bzw. zwischen einer außersprachlichen ‚Wirklichkeit‘ und ihren (Schrift-)Zeichen erheblich. Die Romantiker schlussfolgern in ihrer Bezugnahme auf die Mineralogie, dass die Literatur – wie die Kristalle selbst – ihre

---

55 Vgl. Friedrich Wilhelm: *Schnee- und Gletscherkunde*. Berlin 1975, S. 138.

56 Holger Riedl: Art. „Gletscher“. In: *Lexikon der Geowissenschaften*. Bd. 2, Heidelberg/Berlin 2000, S. 331-33, hier: S. 332.

57 Ebd.

58 Ulrich Johannes Beil: *Die Wiederkehr des Absoluten: Studien zur Symbolik des Kristallinen und Metallischen in der Literatur der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M. [u.a.] 1988, S. 13.

eigenen Figuren ausbildet statt lediglich die natürliche ‚Wirklichkeit‘ nachzuahmen und zeichenhaft abzubilden.<sup>59</sup>

Wenn Stifter sich in der Mappe auf die medialen Metaphern von Kristallisation und Vereisung bezieht, erweist sich die fiktive Autobiographie damit als „Stadium des Fixierten, das in Bewegung bleibt als ein flottierendes Feld der Figurationen und Defigurationen durch Schrift“, als „Kippfigur aus Sistierung und Verschwinden“.<sup>60</sup> Dadurch werden der beschriebene Zerfall, die Krankheiten, Verstümmelungen und insbesondere die Auflösung des Subjekts in ein neues Licht gerückt. Verweisen diese nämlich auf die Unmöglichkeit, das Subjekt im Text wiederherzustellen und aufzubewahren, so zeigen sie darin zugleich, dass eine solche Festschreibung einer Gruft gleichkäme. In der textuellen Eiskammer hingegen liegt das Leben des Doktors nicht begraben, sondern geht erst aus ihr hervor. Literarisches Schreiben als Vergletscherung ist keine Fixierung und kein Ausstellen des im Eis Mortifizierten, sondern die Erschaffung einer Wirklichkeit, die nur *im* und *durch* das Eis Bestand hat.

---

59 Im Rückgriff auf die deutschen Frühromantiker bestimmt Gottfried Semper 1860 die Kristalle aufgrund ihrer „strenge[n] Regelmäßigkeit und allseitige[n] Abgeschlossenheit“ zu „Symbole[n] des Absoluten und in sich vollkommenen“. (Gottfried Semper: *Die textile Kunst für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst* [1860], München 1878, XXIV). Im Anschluss an Semper erklärt Alois Riegl die Kristallisation zum zentralen Prinzip des Kunstschaffens (Alois Riegl: *Historische Grammatik der bildenden Künste*, 1897). Diente der Schneekristall bei Semper noch als Beispiel für die physikalischen Gesetzmäßigkeiten, die sich auch auf die Kunst beziehen lassen, wird der Kristall bei Riegl zum allgemeinen Formgesetz erhoben. An diese Überlegungen schließt auch Wilhelm Worringers an, der den Paradigmenwechsel von der mimetischen zur abstrakten Kunst anhand des Kristallisationsprozesses bzw. anhand der „Organisierung des Anorganischen“ bestimmt (Wilhelm Worringer: *Abstraktion und Einfühlung*. München 1908).

60 Strätting: „Mobile Monumente“, S. 181.

